frömmelndem Blick zur Decke. „Ihr erzählt mir aber gar nichts Neues. Ich habe es schon durch die Zeitungen erfahren, daß diese Stadt vorläufig nur auf dem Papier steht. Warum aber der Agent die Grundstücke nicht verkaufen sollte, wie Ihr meint, verstehe ich nicht! Rom, so sagt ein amerikanisches Sprichwort, ist auch nicht in einem Tage erbaut worden! Rom ist nämlich, müßt Ihr wissen, eine Stadt in Pennsylvanien. Habt Ihr sonst noch etwas vorzubringen?"

„Nein, nichts mehr!" stöhnte ich verzweifelt.

„Nun, dann geht nachhause und versteckt Euch. Seid froh, daß dieser Mann, aus Mitleid mit Eurem Unverstand, Euch nicht verhaften läßt, denn Ihr habt ihn ohne Fug einen Schwindler genannt. Ihr seid ein Deutscher — he? Nun ja, dann ist es verteufelt erklärlich, daß Ihr unsere großartigen Unternehmungen nicht zu begreifen vermögt. Geht heim, Fremder, und lernt uns besser kennen."

Und ich ging heim, wickelte feuchte Tücher um meinen Kopf, trank fünf Tassen Kamillenthee und setzte mich mit Bleistift und Papier in meinen Sorgenstuhl, um durch Aufzeichnung dieses meines jüngsten amerikanischen Abenteuers meiner belasteten Seele Erleichterung zu verschaffen.

Bunte Zeitung.

* **Der Stock des griechischen Prinzen Georg,** der in der Hand seines Trägers bei dem bekannten Ereigniß in Japan eine so große Rolle spielte, hat seine Vorgeschichte. In den Waldungen, die Poros, das im saronischen Meerbusen belegene See-Arsenal Griechenlands, umgeben, hatte eines Tages der Prinz einen Stamm abgeschnitten, bei dem ihm der Gedanke kam, sich einen Stock daraus verfertigen zu lassen. Zu diesem Zweck übergab er das Holz den Leuten des Arsenals zum Bearbeiten. Es wurde aus dem Stamm das, was wir einen Ziegenhainer nennen, so massiv und klobig, und mit einer ungeheuren Krücke, kurzum, ein so wenig prinzliches Stück, daß man mit Schrecken bei Hofe von dem Stocke des Prinzen Georg sprach. Ihm selbst aber behagte das Stöckchen ungemein, denn es paßte zu seiner kolossalen Figur und seinen wuchtigen Händen. Bei der Abreise des Prinzen Georg wünschte der König, daß der Prinz den Stock, an dessen Tragen er schon immer Anstoß genommen hatte, zu Hause lassen solle. Der Prinz aber war gerade in diesem Moment weniger als je geneigt, von seinem treuen Begleiter sich zu trennen, bestand absolut auf dessen Mitnahme und setzte sie durch. Diesen Zwischenfall erzählte jetzt der König selbst dem Bürgermeister, Hrn. Philemon, als dieser anläßlich der Nachrichten aus Kyoto im Palais seine Glückwünsche darbrachte. „Was wäre geschehen, hätte der Prinz meinem nachmaligen Wunsche nachgehend, den Stock zu Hause gelassen?" schloß der König seine Erzählung. — „Majestät!" entgegnete darauf der Bürgermeister, „dann hätte der Prinz den Mörder mit seinen Händen gefaßt und erwürgt!"

‡ **Ostafrikanischer Sklavenhandel.** Daß der Sklavenhandel in Ostafrika durchaus noch nicht unterdrückt ist, beweist der nachstehende Auszug aus einem Briefe des in den Diensten der Britischen Ostafrika-Gesellschaft stehenden Kapitäns F. D. Lugard. Es heißt darin: „Fast unmittelbar, nachdem wir den Tsavo überschritten hatten, stießen wir auf eine Sklavenkarawane. Ich hatte, wie es meine Sitte ist, den Aufbruch unserer Karawane vom Lager beaufsichtigt und wollte mich gerade an die Spitze der Safari stellen, als ich zwei bis drei verdächtig aussehende, mit Gewehren bewaffnete Männer erblickte, während andere, die offenbar zu ihnen gehörten, sich im Walde vor mir zu verbergen suchten. Ich überlah die Sachlage nicht sofort, bemerkte jedoch die Verlegenheit der Männer und die Anwesenheit mehrerer sehr junger Kinder und Säuglinge. Es erregte meinen Argwohn, daß die Karawane, statt auf der breiten Straße an uns vorüberzuziehen, Mann für Mann wieder im Dickicht verschwand. Ich verlangte Auskunft über dieses sonderbare Benehmen und beschuldigte sie direkt, Sklavenhändler zu sein, was sie jedoch entschieden in Abrede stellten. Ich nahm ihnen darauf ihre Gewehre fort und erklärte sie so lange zu meinen Gefangenen, bis die Wahrheit ihrer Worte bewiesen wäre. Herr Wilson erhielt dann Auftrag von mir, weiter vorzugehen, um nähere Ermittelungen anzustellen und jeden gefangen zu nehmen, der sich als Sklavenhändler entpuppen sollte. Herr de Winton durchsuchte den Wald und ich kehrte zu der Rückhut unserer Safari zurück, um Shukri und seine auf die Suche nach den vermißten Sudanesen ausgegangene Gesellschaft zu verständigen, wachsam zu sein und alle verdächtigen Personen festzunehmen. Es stellte sich unzweifelhaft heraus, daß die von uns angehaltene Karawane eine Sklavenkarawane war. Wie der Mann an der Spitze unseres Zuges aussagte, hatte er 15 Mädchen in Fesseln gesehen. Wir selbst befreiten einen gefesselten Mann und fanden ferner eine Sklavin, sowie drei junge Kinder, von denen zwei beinahe dem Hungertod erlegen wären. Die gewöhnlichen Träger der Karawane ließ ich, nachdem ich ihnen ihre Waffen genommen, laufen und behielt nur zwei Männer von höherem Range und einen Knaben als Zeugen zurück, welche ich unter Herrn Auburn's Bedeckung als Gefangene vom Kibwezi zur Küste sandte. Herr Auburn erhielt sowohl von ihnen wie von den anderen freigelassenen Trägern die ausführlichste Auskunft über die Eigenthümer und Leiter der Karawane, welche ausnahmslos in Mombassa zuhause waren. Es ist mein aufrichtiger Wunsch, daß das von mir gelieferte Beweismaterial zu der Ueberführung und ernsten Bestrafung der betheiligten Araber führen wird."

* **Der Telegraph in der Thierwelt.** Der Telegraph spielt auch in der Thierwelt eine gewisse Rolle. Jeder Jäger weiß, und die Bahnwärter wissen es auch, wie viel Rebhühner sich jährlich an den Telegraphendrähten die Flügel wund stoßen oder den Schädel einrennen; aber nicht blos Rebhühner, sondern auch zahlreiche andere Vögel, besonders solche, die aus Ländern kommen, in denen sie mit den modernen Kulturinstituten bekannt und vertraut zu werden wenig Gelegenheit finden. So haben sich namentlich viele Faustbühner (Syrrhaptes) mit ihrem ungestümen Flug an den verhängnißvollen Fäden den Tod geholt. Aber wie überall in der Welt, so heißt es auch hier: „Wurst wider Wurst." In Indien und im tropischen Südamerika sollen die Affen die durch die Urwälder gelegten Drahtwege nebst Stangen für allerliebste, eigens für sie hergestellte Turngeräthe halten und den entsprechenden Gebrauch, der für diese Einrichtungen nicht gerade der beste ist, davon machen. Neuerdings sind auch Spechte und Bären als Gegner des Telegraphenwesens aufgetreten. Die englische Zeitschrift „Nature" brachte vor einiger Zeit eine interessante Notiz über eine Beobachtung eines Herrn Vasteur, Inspektors des Post- und Telegraphenweiens in Java. Dort lassen sich Spechte verleiten, die Telegraphenstangen — es sind meist lebende Kapok- und eisenharte Teakbäume, die dazu verwendet werden — in der Nähe der Isolatoren anzuschlagen und tiefe Höhlungen in das Holz mit großer Mühe zu meißeln. Sie scheinen zu denken, daß das summende Geräusch, welches man so leicht bemerkt, wenn man sein Ohr an eine Telegraphenstange legt, von im Baume nagenden Insekten herrührt. Auf der elektrischen Ausstellung in Paris (1881) war ein Stück Telegraphenstange aus Norwegen ausgestellt, das ein Specht durch einen 7 cm breiten Gang vollkommen quer durchbohrt hatte. Ebenfalls in Norwegen hatte man sich lange Zeit den Kopf über die Urheber eines andern groben Unfugs, der an den Telegraphenleitungen geschah, vergeblich zerbrochen. Dort sind nämlich die Telegraphenstangen unten am Bonden der stärkeren Befestigung halber mit Steinhaufen umgeben. Diese nun fand man oft auseinander gezerrt und abgetragen. Wer war der Thäter? Endlich kam man dahinter — Bären! Diese hörten auch den ihnen wohlbekannten Laut, nämlich das dem Summen der Hummeln sehr ähnliche Geräusch, und vermutheten, auf ihre Erfahrung gestützt, ein Nest dieser Insekten, auf deren Honig sie überaus lüstern sind, zwischen den Steinen, fingen an, nach denselben zu suchen und zerstreuten die Haufen natürlich bei dieser Gelegenheit.

* **Die Zahl der Indianer** in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Ende 1889 belief sich ohne Alaska auf insgesammt 249,273 gegen 261,851 im Jahre 1880, sodaß also eine Abnahme von 12,578 Köpfen eingetreten ist, was wiederum das fortschreitende Aussterben der Rasse bestätigt. Dieser letzteren Zahl müssen aber noch etwa 2500 zugefügt werden, da in dem Indianerrapport von 1880 12 östliche Staaten nicht aufgeführt waren. Merkwürdigerweise zeigen verschiedene Staaten und Territorien eine Zunahme in der Indianerbevölkerung, wie z. B. Utah von 864 auf 2489, Minnesota von 6126 auf 7065, Wisconsin von 8460 auf 8896, Neu-Mexiko von 26,665 auf 28,799, während bei andern die Abnahme ganz unverhältnißmäßig stark ist, wie bei Montana von 20,519 auf 10,573. Dies hängt mit dem Wanderleben der Indianer zusammen, denn nur im Indianer-Territorium besteht die eigentliche Ansässigkeit.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Die Universität Cambridge wird am 16. Juni dem böhmischen Komponisten Anton Dvorak feierlich den Titel eines Ehrendoktors der Musik verleihen. Der gefeierte Musiker gedenkt zu der Ceremonie eigens nach England zu kommen und das Diplom selbst in Empfang zu nehmen.

— Anna Schramm, welche sich jetzt von ihrer schweren Krankheit wieder vollständig erholt hat, wird am Sonnbend — nach einer Pause von 5½ Monaten — wieder auf der Bühne des Wallnertheaters erscheinen. Die beliebte Künstlerin erscheint in dem Einakter „Das Modell" zum ersten male wieder vor dem berliner Publikum.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Albert Herling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 123. Halle a. d. S., Sonnabend den 30. Mai 1891.

[29]

Unter der Asche.

Roman von L. Haidheim.

Am andern Morgen kam Alix eben zum Frühstück, als ihrem Vater ein Brief von Gerner gebracht wurde.

Gerner meldete dem Baron seine Absicht, sich so schnell, als es zu ermöglichen sei, mit Klara Diethelm zu verheirathen, und bat ihn um seine Hilfe betreffs der Beschleunigung der Trauung respektive um seine Zeugenschaft. Es solle vorab die Sache noch geheim bleiben, wünsche Klara, und er füge sich diesem Wunsche, obgleich er die Ursache dazu nicht anerkennen könne.

Seit Klara freiwillig zu Gerners Pflege gekommen war, hatte man diesen Abschluß im Schlosse ebenso wie in jedem anderen Dorfhause erwartet, nur freilich hier mit ganz anderen Gefühlen als dort.

Gerners schwere Verwundung und der gleich darauf folgende Brand des Klosters hatten Schrecken und Mitleid erregt; man war kurze Zeit geneigt gewesen, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Als es aber bekannt wurde, daß er mit dem Leben davonkommen werde, war nach und nach die Theilnahme für ihn verflogen, und der angewurzelte Groll wieder zutage getreten.

Von der Mühle aus ging die zuversichtliche Erwartung, daß jetzt der Mörder Lußgarts seine Bestrafung empfangen werde, durch das Volk, und die unausgesetzte Beschäftigung der Leute mit ihm hatte zur Folge, daß man mit Spannung erwartete, was die Amtmännin v. Lußgart beharrlich verkündigte: die merkwürdigste und wunderlichste Enthüllung von Gerners Schandthaten.

Er genas. Man hörte, das Kloster werde sofort nach seiner Genesung wieder aufgebaut werden, er selbst wolle sich im Klostergarten am Flusse ein neues Haus errichten. Die Ehefrau des gefangengesetzten Husmann lief inzwischen jammernd von einem Advokaten zum andern, um überall zu erfahren, daß die Sache ihres Mannes schlecht stehe und daß er seiner wahrscheinlich nur zu wohl verdienten Bestrafung entgegensehe.

In dem unter den Bauern sonst keineswegs in besonderer Achtung stehenden Husmann fühlte sich der Stand der Großbauern jetzt plötzlich erniedrigt und beleidigt, die ganze Umgegend nahm theil an dem Falle, es hieß jetzt, Husmann sei in seinem guten Rechte gewesen, als er den Weg über seinen Hof verweigert hatte, man solle lieber die Herren einsperren und bestrafen, als ihn; denn Gerner habe ja sogar auf ihn die Flinte abgeschossen. Die gehässige Stimmung wuchs wieder und dehnte sich mehr und mehr auch auf den Baron aus.

Der Prozeß Husmann mußte vor die Frühjahrsassisen kommen. Gerner war von seiten Husmanns wegen Hausfriedensbruches verklagt. Die Gerichte arbeiteten in der Voruntersuchung mit aller Energie, mehrere junge Bauernsöhne waren nach und nach ebenfalls gefänglich eingezogen, weil sie Reden geführt hatten, welche sie der Betheiligung an den betreffenden Vorgängen verdächtig machten.

Die Leidenschaften kamen nicht zur Ruhe und wohl nur, weil man den so schlimm Angefeindeten jetzt nicht sah, ereigneten sich keine neuen Scenen.

Man wußte das alles im Schlosse, wie in der ganzen Gegend, und es gab nach und nach kaum ein Haus, in welchem man nicht für oder wider Gerner Partei genommen hätte. Und nun wollte Klara den Verhaßten heirathen.

„Was wird es für ein Aufruhr im Dorfe werden, wenn man dies erfährt!" rief Alix, auf das Lebhafteste interessirt. Durch ihre einsame Jugend und mit ihren Anschauungen und ihrem Gemüthsleben den Dorfleuten am nächsten stehend, war sie im stande, sich auf den Standpunkt der Leute zu stellen, so wenig sie ihn auch billigte. Und ebenso erfuhr sie von ihnen mehr als andere, weil die Leute Vertrauen zu ihr behielten, auch als sie es längst ihrem Vater zu entziehen begonnen hatten. Mit den vorgefaßten Meinungen dieser hartköpfigen Bauern war nicht zu kämpfen, aber trotzdem behielt „unsere Baronesse" die Gunst der Leute.

Auch der Baron interessirte sich lebhaft für die neue Wendung in Klaras Geschick.

„Sie ist doch ein vernünftigeres Mädchen, wie ich dachte," sagte er, „ihre Herzenswünsche gehen ihr, gottlob, über die Furcht vor dem Klatsch, und sie thut wohl daran! Ihr ist das Glück durch die ersten zwei Dritttheile eines vollen Menschenlebens fern geblieben; kann sie sich noch ein glückliches Ende desselben schaffen — und sie kann es, wie sie glücklich machen wird — so ist es richtig von ihr, ohne feige Furcht vor dem Geschwätz der Leute es zu thun."

Dabei reichte er Adriana herzlich die Hand, und man sah es ihm an, wie sehr er den Tag segnete, da er energisch die seinige nach dem späten Glücke ausstreckte.

Der Brief Gerners und die sich daran knüpfende Unterhaltung zog sie alle drei gänzlich ab von der Besprechung der Erlebnisse des vorigen Tages selbst. Alix erinnerte sich nicht daran.

Dagegen redete der Baron, ohne Kunde von Leos letztem Brief erhalten zu haben, später von der Vorbereitung für dessen Ankunft. Wo sollte Leo wohnen, wenn nicht im Schlosse?

Er war der Bräutigam seiner Alix und sollte sogleich nach seiner Ankunft als solcher anerkannt werden.

Wie die Sachen einmal standen, gab es für Taura jetzt kein Zögern und kein Hinhalten mehr. Daran zu denken, daß Alix jetzt, wo ihre jahrelange Treue sich als wohl berechtigt zu erweisen schien, schwanken könne, fiel ihm nicht ein.

Und nun mußte sie bekennen, was Adolf v. Lußgart ihr gestern gesagt hatte, Leo machte, statt zu ihr zu eilen, eine Vergnügungsreise durch England.

Sie war vor geheimer Qual sehr blaß.

Um so röther wurde der Baron.

„Was? War dieser Bursche in seinem elenden Egoismus rein des Teufels? ‚Penelope' nannte er seine Alix, und wie ein Narr lief er seinen eigenen Launen nach?"

„Du schreibst ihm sofort, daß du ihn aufgiebst!" donnerte er in seiner Heftigkeit. Solch ein Patron wollte ihm seine Tochter jetzt noch, jetzt! nach so viel ertragenem Leid, mißachten?

„Wo ist er? Gieb mir seine Adresse! Ich werde dem jungen Herrn mittheilen, was ihm zu wissen noth thut!" schrie er, indem er wüthend im Zimmer hin und her lief.

Auch Adriana erklärte mit Bestimmtheit ihre Billigung dieses Vorhabens ihres Gatten.

„Du giebst jetzt nicht den ‚armen' Leo auf, du lösest nur die Fesseln, welche euch Beide drücken," sagte sie.

Ein überraschter Blick des Barons fragte: Beide? Und ein erschrockener, fast befehlender Blick aus Alix Augen nach der Sprecherin hinüber legte dieser Schweigen auf. Aber daß da etwas vorlag, was ihm unbekannt geblieben war, sah Taura nur zu gut. Es verletzte ihn, daß seine Damen nicht unbedingte Offenheit gegen ihn hatten. In diesem Sinne sprach er sich, ärgerlich wie er einmal war, aus.

„Laßt mich nicht denken, daß ihr mir gegenüber Geheimnisse habt. Ich bin zu gerade und liebe euch zu sehr, um nicht eine Beleidigung in dem Mangel an Vertrauen zu mir zu sehen. In einem Hause, wie das unsrige, ist Heimlichkeit irgend welcher Art ein Makel, eine Beschimpfung der Ehre desselben," sagte er.

„Es giebt Dinge, Hans Heinrich, welche nicht vorhanden sind, solange man sie nicht bespricht, und welche man vermeiden soll, zum Leben zu wecken durch das Leben gebende Wort. Und andererseits ist die Wahrheit zuweilen wie ein

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910530077/fragment/page=0001

edler Wein, den man nicht anrühren darf, bis er reif ist," sagte Adriana ernst.

„Du bist mir lieber, mein Schatz, wenn du mit deiner Schelmerei ein Couplet singst. Die philosophischen Betrachtungen über die Möglichkeit der Wahrheit höre ich ungern aus deinem Munde," erwiderte der Baron scharf.

Adriana schwieg beleidigt und doch fühlte sie nur zu sehr, ihr Gatte hatte recht. Sie wollte ihm auch die volle Wahrheit sagen, wenn er sie nur vernünftig aufnehmen wollte. Es lag für sie ja nicht die mindeste Ursache zum Vertuschen vor.

„Nicht allemal ist ‚der Freund der Wahrheit' geneigt, sie richtig aufzunehmen," sagte sie, als er versöhnend sie an sich zog und küßte, dann lächelnd. „Du am wenigsten, mein Lieber, ich kenne das und würde es dir daher gern genug erspart haben, zu wissen, daß ein Zufall uns den Grafen Winstein gestern nach der Eppenburg führte."

Der Baron trat erbleichend zurück.

Sie lachte, aber der Ausdruck in seinen Augen erschreckte sie doch.

Alix erklärte die Situation, froh, daß man auf ein anderes Gespräch kam, in umständlicher Weise. Taura antwortete nicht viel darauf. Seine Stirn war bewölkt, seine Züge hatten etwas ganz Fremdes, Starres. Adriana warf Alix einen Blick zu, welcher hieß: „Da siehst du seine unvernünftige Eifersucht." Sie brachen, wie auf Verabredung, das Thema ab. Der Baron war bemüht, sich unbefangen zu zeigen, aber seine Stirn blieb bewölkt, sein Blick düster, und der harte Zug um den Mund verschwand nicht wieder.

Später am Morgen ging Alix allein zu Klara. Der Baron war schon nach dem Frühstück selbst bei Gerner gewesen, seine Frau hatte ihn daran erinnern müssen.

Unterwegs dachte Alix nichts als das ewige Mühlrad in ihrem Köpfe — Leo — Gemming.

Nein, sie konnte unmöglich jetzt gerade ihr Verlöbniß lösen. Gemming müßte sie sonst lächerlich finden. Er mußte glauben, sie thue es, um ihn damit zu gewinnen, nachdem sie sich seinen Antrag überlegt hatte.

Nein! Nein! Ausharren! Sie konnte nur, wenn Leo kam, das Schicksal auf sich nehmen, wie sie es sich ertrotzt.

Klara sah sofort die niedergeschlagene Miene ihrer jungen Freundin. Sie wußte nichts von den innern Erlebnissen derselben, die Ereignisse hatten sie getrennt und das alte, enge Vertrauen nicht aufgehoben, aber unterbrochen.

In ihrem schlichten, zartgefärbten Antlitz lag ein Ausdruck, der Alix trotz ihrer eigenen Herzensunruhe tief rührte.

Die schüchterne Freude und daneben die Spuren des durchlebten Daseins; das energische Schaufraffen zu dem Wollen neben der zur Gewohnheit gewordenen Furcht vor dem, „was die Leute sagen."

„Ihr seid die Einzigen, die es wissen sollen," flüsterte Klara. „Ich bin so glücklich, Alix! Er bedarf meiner, und es ist so süß für mich, zu erkennen, daß die alte Liebe doch nie in ihm gestorben ist."

Sie führte Alix zu Gerner, der jetzt anfing, wieder umher zu gehen.

Das junge Mädchen erschrak heftig, obwohl der Baron schon mehrfach erzählt hatte, Gerner sei sehr verändert.

War das dieser energische, rührige Mann, dessen weißer Bart bisher so wenig gepaßt hatte zu dem kraftvollen Leben, welches in ihm pulsirte?

Ein abgemagerter, todblasser, greisenhafter Mensch schien er geworden zu sein. Die Halswunde war geheilt, aber eine gewisse, wie der Arzt sagte, vorübergehende Steifheit geblieben, die ihn genirte und ihm eine schiefe Haltung gab.

Den alten Mann wollte Klara heirathen? Seine Gebrechlichkeit schreckte sie nicht?

„Das ist die wahre Liebe, das ist Treue!" rief es in ihrem Herzen.

Daß ihr dabei die Augen plötzlich voll Thränen standen, war sehr peinlich für sie und schien Gerner ebenso zu berühren.

„Ich sehe nicht aus wie ein Bräutigam, Baronesse," sagte er, und ein glühendes Roth flog über sein Gesicht. „Sie müssen es für absurd halten, daß ich an Heirath denke, denn Sie sind jung und nennen die Liebe der alten Leute vielleicht Thorheit. Aber ich habe erfahren, daß Sie die Treue kennen und geübt haben, und wem solcher Himmelssegen kommt, sei er jung oder alt, er nimmt ihn an und möchte am liebsten auf den Knieen dafür danken."

Alix hätte aufschreien mögen. Hatte sich denn die ganze Welt verschworen, sie ewig zu mahnen an die Schwüre, die sie gethan und die sie so schmählich mißachtet hatte, die ihr selbst jetzt verächtlich schienen?

Gerner und Klara plauderten unterdeß weiter.

Der ganz gebrochen erscheinende Mann hatte so viel Pläne und so große Ungeduld, sie ins Werk setzen zu können, daß davon und von der Lebhaftigkeit, mit welcher er sprach, der Eindruck sich abschwächte, den er zuerst auf sie gemacht hatte.

Er war, wie sie mehr und mehr erkannte, nur äußerlich ein anderer, denn neben dem ruhelosen Arbeitsdrang lag mehr als je die ausgesprochene Feindschaft gegen seine Verfolger.

„Wenn ich nur erst hinaus könnte, mir die Brandstätte anzusehen. Ich bin beinahe zufrieden, daß die Ruchlosen mir den Schaden gethan haben, denn nun kann ich in dem Neubau doch gleich vieles besser einrichten," sagte er.

Franz war auch da. Des hübschen jungen Burschen Augen glühten in demselben Haß gegen seines Vaters Feinde, den Gerner äußerte.

„Eine solche, in ihren verrückten Vorurtheilen verrottete Bande muß durch die Furcht zusammengehalten werden," hatte Gerner gesagt, und Franz nickte zustimmend.

Er war größer und breiter geworden. Zum Herbst bezog er die Universität, seine Zeugnisse lauteten vortrefflich. Gerner war sehr glücklich. Vielleicht am meisten darüber, daß Franz sich mit liebenswürdiger Freude bereit zeigte, in Klara die neue Mutter anzuerkennen. Sie sollte ihren kleinen Haushalt erst auflösen, wenn sie Gerners Frau war; alles sollte noch zwei Wochen bleiben, wie es war; bis dahin konnten die Schritte geschehen sein, welche die Eheschließung forderte.

Unterdeß wollten Klara und Annita nach Berlin gehen, einen „deutschen" Hausstand einzurichten. Gerner plante eine neue Villa im Klostergarten, von welcher aus er dann die Fabrik stets unter Augen hatte. Der Platz, den er sich für das demnächstige Wohnhaus ausgesucht hatte, lag am Flusse, man hätte denselben nicht schöner wählen können.

Es war für Alix eine mit dem heimlichen Staunen der Jugend verbundene Freude, Klara's stilles Glück zu sehen und zu beobachten, wie viel Pläne sie sich schon gemacht und wie ernst und eifrig das ältliche Mädchen die Aussteuerfrage nahm. Und doch war niemals in diesem freudigen Eifer ein Uebermaß, welches diese alte Braut hätte lächerlich machen können.

Annita zeigte sich ebenso voll Freude und Eifer. Dabei sprach sie viel von Adolf von Lußgart.

„Er ist so gut, Alix, er hat mir gesagt, er sei nicht unser Feind, und ich habe wohl gemerkt, wie seiner Mutter Haß gegen uns ihn bedrückt!" sagte sie einmal.

Alix lenkte das Gespräch auf Gemming.

Auch ihn lobte Annita. Wenn sie von Lußgart sprach, war sie ernst und weich, das Mitleid mochte es wohl sein, sie ahnte sicher des armen Adolf Liebe zu ihr. Aber wenn sie von dem Rittmeister redete, dann erhellte sich ihr reizendes Gesichtchen, und sie erzählte in strahlender Heiterkeit, wie er mit ihr gescherzt hatte und wie freundlich er zu ihrem Vater sei.

Etwas wie Zorn und Groll auf dieses holde Geschöpf zu fühlen, war Alix zu edel; aber ein tiefes Weh zerriß ihr das Herz immer von neuem. (Forts. folgt.)

[5]

Die Gründung von Claratown.

Amerikanisches Zeitbild von Philipp Berges.

IV.

Seit den erzählten Ereignissen waren vier Monate verflossen. Ich laß natürlich längst wieder in der kleinen behaglichen Redaktionsoffice des „Deutschen Michel" und klapperte mit der Scheere. Von meinen Grundbesitzer-Wahnideen war ich gründlich geheilt, und Mr. Rauschenbacher, der Verleger meiner Zeitung, lachte zwar auf meine Kosten, war im übrigen jedoch froh, daß ich von meiner abenteuerlichen Fahrt in den wilden Westen wohlbehalten zurückgekehrt war.

Schon hatte ich die seltsame Stadtgründung, an welcher ich theilgenommen hatte, nahezu vergessen, ja, ich war bereits geneigt,

dieselbe für eine Phantasie meines fiebernden Gehirns zu halten, da begegnete ich eines Tages im großen newyorker „Herald" einem Artikel, der mich wie elektrisirt von meinem Sitze emporspringen und nach Hut und Stock greifen ließ. Der Artikel lautete wie folgt:

Amerika allzeit voran!!!
Eine Stadt auf dem Papier erbaut!
Heute Wildniß!
Morgen ein blühender Ort!!
Uebermorgen Weltstadt!!!
Die Gründung von Claratown, I. T.
Wie in unserm glorreichen Lande neue Städte entstehen!

Einer unserer 24 Berichterstatter in Chicago, ein Mann von größter Zuverlässigkeit, schreibt uns unterm 25. Juli 1890: Vor einigen Monaten drang die Kunde in die Oeffentlichkeit, daß eine Eisenbahngesellschaft einen Verkehrsweg zwischen den Städten Muscogee, I. T. und Oklahoma City zu errichten gesonnen sei. Kaum war die Absicht der Eisenbahngesellschaft bekannt geworden, als vier schwerreiche Spekulanten aus Chicago, Newyork und Boston zwischen jenen beiden Orten um einen Spottpreis ein Stück Landes ankauften, groß genug, eine Stadt von der Größe Newyorks auf demselben zu erbauen. Diesem Zwecke sollte es auch dienen. Ein ganzer Stab von Ingenieuren und Architekten arbeitete den Plan zu einer Stadt aus, mit Plätzen und Straßen, mit Kirchen, Theatern, Amts-, Schul- und Wirthshäusern, gab den Straßen, Plätzen, Kirchen usw. Namen — kein Stein, keine Bezeichnung fehlte — und als die Eigenthümer sahen, „daß es gut war," nannten sie die Stadt zur Ehre einer gewissen weichen Stelle, welche der Vornehmste unter ihnen im Herzen trug, Claratown. Dies geschehen, begannen die Verkäufe der imaginären Häuser, mit der Anzeige, daß die Käufer durch den demnächst rapide steigenden Werth des Landes ihr Kapital verdoppeln und verdreifachen würden — — eine ganz berechtigte Ankündigung, da Claratown durch die projektirte Zweigbahn vielleicht Station werden, wenigstens dem Bahnnetz ziemlich nahe gerückt werden wird. Die Folge war, daß schon in den ersten sechs Wochen 5000 Plätze verkauft wurden, darunter 1500 an Geldleute aus der Gegend von New-York, die zur Anlegung ihrer Ersparnisse keine bessere Gelegenheit finden konnten. Jeder Käufer erhält den Plan seines Hauses gratis, muß es aber natürlich selbst bauen lassen. Die neuen Bürger haben unter sich bereits einen Bürgermeister gewählt, nämlich den Staatsmann Ernst Dead; es ist dies derselbe, welcher bei der letzten Präsidentenwahl im 11. Distrikt von Chicago zur größten Zufriedenheit seiner Mitbürger als Vertrauensmann fungirte; Vice-Bürgermeister ist ein bekannter deutsch-amerikanischer Schriftsteller und Redacteur zu New-York, Friedensrichter und Polizeidirektor zwei Gentlemen aus Boston. Das Geld für die gemeinschaftlich zu erbauenden Kirchen, Schulen und anderen öffentlichen Gebäude soll bereits aufgebraucht sein. Die Namen der Straßen, meistens diejenigen amerikanischer Patrioten, haben die volle Anerkennung der Käufer gefunden, so daß keinerlei Veränderungen mehr bevorstehen. Binnen kurzem beginnt die allgemeine Bauarbeit; und wo heute noch die Gräser der Prairie im Sonnenschein träumen und der Steppenwolf durch die Wildniß schleicht, wird im nächsten Frühling eine ganze Stadt stehen, in deren Bahnhöfen die Züge ein- und ausfahren. Es sei übrigens hierdurch im allgemeinen Interesse zur Kenntniß gebracht, daß noch etwa 5000 Bauplätze zu vergeben sind. Wegen Ankaufs in Claratown wende man sich entweder an den Mayor Mr. Ernst Dead, 216 Wabash Ave., Chicago, Ill., oder an den General-Verkaufsagenten Mr. Bob Till, Lieutenant, zur Zeit im „Union-Hotel" zu New-York."

* * *

Den Rest des Artikels — ein Loblied auf amerikanischen Unternehmungsgeist — las ich nicht zu Ende; als mir die Adresse des ehrenwerthen Lieutenants in die Augen fiel, stürzte ich fort, warf mich in einen vorüberfahrenden Wagen und fuhr nach dem Union-Hotel. Nur ein Gedanke beherrschte mich, ein einziger — nämlich der, den Schwindelagenten in die Hände des Gesetzes zu liefern. Das Glück war mir diesmal hold. Kaum hatte ich die Thorhalle des Hotels betreten, als ich meinen Mann an einem Pfeiler lehnen und angelegentlich auf einen anderen Gentleman einsprechen sah, den ich als einen jungen Advokaten kannte. Leise schlich ich mich hinter den famosen Lieutenant, gab dem jungen Rechtsbeflissenen durch Zeichen zu verstehen, daß er schweigen solle, und horchte.

„Ihr seid ein Advokat, Gentleman," sagte Mr. Bob Till in diesem Augenblicke, „seid ihr's nicht? Aha, Ihr gebt es mit einem gewissen freudigen Stolze zu und habt recht. Es ist der schönste, höchste und grandioseste Stand, den die Bibelgeschichte kennt, und fast möchte ich ihn mit dem großartigen, unvergleichlich schönen Beruf eines Zeitungsredacteurs in dieselbe Reihe stellen. Aber diese große dumpfe City, junger Mann, in welcher die Menschen einander Luft und Licht neiden, und keiner Platz findet, sich in seiner ganzen Breite zu entfalten, ist nicht der richtige Ort für Euch. Geht nach Westen, junger Mann, kauft Euch in der neugegründeten Stadt Claratown an, dort in einer jungen Stadt, könnt Ihr mit einem Schlage der Erste sein, während Ihr hier vorläufig noch einer der Letzten seid. Für nur 100 Dollars will ich Euch ein feines Grundstück in bester Lage —"

Weiter kam er nicht. Wie ein Tiger war ich auf ihn losgesprungen und hatte ihn am Rockkragen gepackt. Ganz erstaunt drehte er sich um und sah mir ins Gesicht.

„Ah! Das seid ja Ihr — der Redacteur des „Deutschen Michel." —

„Schweigt!" donnerte ich. „Das Ende Eurer Schandthaten ist gekommen. Ihr folgt mir aufs nächste Polizeiamt!"

„Gern," entgegnete er ruhig, „vorsichtig, wie Ihr seid, wollt Ihr mir vielleicht in Gegenwart eines Polizisten einige Grundstücke von Claratown abkaufen?!"

„Den Teufel will ich! Es ist meine Absicht, Euch zur Rechenschaft zu ziehen wegen Eurer schwindelhaften Landverkäufe!"

„Wie, so waret Ihr wirklich nach Oklahoma gereist? Wolltet Euren Besitztitel selbst antreten, anstatt ihn zu verkaufen?! Gentleman, nehmt es mir nicht übel, aber Ihr seid in Eurer babyhaften deutschen Unschuld wahrhaftig ein Original. Ihr mögt indeß wissen, daß ich nicht mehr in Diensten jener Gesellschaft, sondern in denjenigen des Magistrates der neuen Stadt Claratown stehe."

„'s ist schon gut. Fort zum Polizeiamt!" — —

Nach einigen Minuten waren wir im Meldezimmer des III. Polizeiquartiers einem bärtigen Sergeanten gegenüber, der uns unwirsch betrachtete.

„Well, what's the matter?"

„Dieser Mann ist ein Schwindler," begann ich meine Anklage, „und ich ersuche die Polizei, ihn festzunehmen. Vor etwa vier Monaten hat er mir ein Stück Landes verkauft, das sich bei näherer Untersuchung als ein Sumpf entpuppte."

Ein wenig befremdet sah der Polizist mich an. „Habt Ihr den gekauften Landschein erhalten oder nicht?"

„Ja, aber —"

„Habt Ihr die bezeichnete Strecke der Erdoberfläche vorgefunden oder nicht?"

„Allerdings, aber —"

„Nun, warum nennt Ihr diesen Gentleman also einen Schwindler?"

„Ihr ließt mich nicht ausreden, Sir. Der verkaufte Grund bestand aus Morast, denn er lag in der Mitte eines „Swamps," eines großen Sumpfes!"

„Ein Sumpf?!" sagte der Beamte höhnisch. „Also ein Sumpf! Und deshalb beklagt Ihr Euch? Möchtet wohl gleich fertige Weizenfelder vorfinden! Habt Ihr noch nie gehört, daß die Ingenieure dieses Landes es verstehen, Sümpfe trocken zu legen — vorausgesetzt, daß sie von den Ansiedlern dazu aufgefordert und für ihre Arbeit auch bezahlt werden!? Und wer soll es thun, wenn nicht die Ansiedler? Doch wohl nicht die Regierung dieses glorreichen Landes? Fremder, ich will nicht hoffen, daß Ihr dergleichen anarchistische Gedanken hegt. Kennt Ihr Johann Most?!"

„Ihr versteht mich nicht," entgegnete ich ungeduldig. „Ich sprach von einem Swamp. Das ist ein meilenweiter und unermeßlich tiefer Sumpf, der vielleicht niemals trocken gelegt werden kann."

„Was — niemals!" der Beamte war aufgesprungen und zückte mit einem Tintenfaß nach meinem Kopfe. Dann zog ein gräuliches Lächeln über sein Gesicht, und er spuckte heftig auf den Tisch. „Fremder," sprach er mühsam, denn die Entrüstung erstickte seine Stimme, „Fremder, die amerikanischen Gelehrten haben festgestellt, daß die ganze Erdoberfläche einst ein Sumpf gewesen sei, und ich, ein Beamter der Polizeigewalt, bestätige es Euch. So. Und nun zieht selbst Eure Schlüsse. Well?! Nun, ganz einfach; wie Ihr seht, hat das Volk der Vereinigten Staaten es doch verstanden, den allgemeinen Sumpf in festes Land, in Gebirge und Ströme, in Städte und Dörfer zu verwandeln. Wenn Ihr also weiter nichts gegen diesen Mann vorzubringen habt, dann geht nur wieder nachhause!"

Ich war so verblüfft durch diese Antwort, daß ich Roth hatte, meine Gedanken zu sammeln. Endlich raffte ich mich auf und trat dem Beamten entrüstet einen Schritt näher. „Nun denn, wenn Ihr in dem Sumpfverkauf nach Euren schlechten amerikanischen Gesetzen keine Schwindelei erblicken könnt, so laßt Euch sagen, daß dieser Mann augenblicklich die Bauplätze einer Stadt verkauft, die noch gar nicht existirt — ich weiß es, denn wider willen habe ich selbst an ihrer Gründung theilgenommen — alle diese Grundstücke liegen in dem nämlichen Sumpf —"

„Laßt endlich Euren Sumpf aus dem Spiel," unterbrach mich der Beamte, „Ihr scheint an einer fixen Idee zu leiden, und ich habe große Lust, Euch zu verhaften und zur Beobachtung Eures Geisteszustandes nach „Bellevue-Hospital" zu senden!"

„Ich bin nicht verrückt, aber Ihr seid's!" schrie ich. „Und dieser Mann ist und bleibt ein Erzgauner. Von der berühmten Stadt Claratown existirt noch kein einziger Stein — wird nie einer existiren!"

„Das steht in Gottes Hand!" sagte der Polizeisergeant mit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910530077/fragment/page=0002